

„Edgar“ oder Die verlorene Jugend

Wie eindringlich eine scheinbar einfache Geschichte über eigene Kindheitserinnerungen sein kann, beweist Michael Donhauser mit seiner Erzählung „Edgar“.

„Sich zu erinnern, ist die Sendung des Menschen auf Erden“, schrieb Henry Miller. Der 31jährige Literaturkritiker Michael Donhauser machte aus der Sendung eine schlichte Aussendung und erbachte den eindrucksvollen Beweis, wie simpel und blendenfrei die innere Kamera bedient werden kann.

Viel zu viele Rückblicke und Autobiographien werden nachträglich auf Hochglanzpapier entwickelt, Donhauser hingegen schuf Kindheits- und Jugendbilder, die jeder von uns kennt, die aber vielen von uns — trotz der Allgemeingültigkeit — irgendwann verlorengingen.

„Edgar“ ist eine Chronik der kleinen Siege und kleinen Niederlagen, aber auch der großen Ahnung, daß dieses so kompakte Gefüge namens Jugendfreundschaft eines Tages auseinanderbrechen wird. Sein Schritt zurück ist für jeden nachvollziehbar, er führt in eine Welt aus alltäglichen Abenteuern und Konflikten, Schulängsten, Kraftproben und magischen Rätseln an Fluß-

ufern und anderswo.

Für die Erzählbalance sorgen zwei gegensätzliche Charaktere: Georg, strebsam und ordnungsliebend, und sein Cousin Edgar, den Georg, der Erzähler der Geschichte, wegen seiner früh erworbenen Kalt-schnäuzigkeit und scheinbaren Tapferkeit bewundert. Die Annäherung der beiden bleibt zwangsläufig nicht ohne Reibungen, diese sind, wie man weiß, aber auch eine wichtige Voraussetzung für befristete Gemeinsamkeiten, ehe, in diesem Fall an der Stufe zum Erwachsensein, die jähe und völlige Entfremdung folgt.

Die Sprache Donhausers ist dem einstmaligen Umfeld angepaßt; keinerlei eigene Unzulänglichkeiten wird beschönigt, die strenge Form dominiert, der Autor ringt nicht nachträglich nach aufgesetzten Erklärungen, er illustriert, was er damals empfunden und später in sich wiedergefunden hat.

Werner Krause

Michael Donhauser, „Edgar“, Residenz-Verlag, 124 Seiten, 168 S.